

(Nachdruck verboten.)

Der Roman einer Verschwörung.

25

Von A. Ranc.

In's Deutsche übertragen von Marie Kunert.

Der kleine Louis, der zu dieser Zeit erst zwölf Jahre alt war, wurde größer, und Pierre, bisher noch ein Jüngling, reifte zum Manne. Sie trennten sich nicht von Frau Rochereuil, die ihnen mit ängstlichem Auge folgte und in jeder Minute zitterte, daß ihr Glück verloren gehen könnte. Dem friedlich ihren Kindern und dem Andenken ihres Mannes lebend, genoß sie, da sie die Vergangenheit nicht zurückrufen konnte, alles Glück, das die Gegenwart ihr bot. Sie lebte vollständig zurückgezogen, empfing nur den Abbé Georget und vielleicht noch einen intimen Freund ihres Mannes, die wenigen Getreuen, die sie auch in bösen Tagen nicht verlassen hatten.

Mitunter brachte Pierre auch einen Fremden mit, bald einen Mann von ernstem, zurückhaltendem Wesen und durchdringendem Blick, bald einen Offizier eines der Regimenter, die auf dem Wege nach Spanien Poitiers passirten. Frau Rochereuil wunderte sich nicht, daß ihr Sohn so viele Leute kannte, von denen er niemals zu ihr gesprochen hatte. Sie begriff, daß es politische Glaubensgenossen waren. Eine Wolke ging über ihre Stirn, die sich indeß bald aufhellte, und der Besuch wurde auf das herzlichste empfangen.

Erinnerte sie dies nicht an die Zeiten, als die Kollegen und Freunde des Volksvertreters Rochereuil nach den Sitzungen des Konvents in ihrem Salon zusammen kamen? Aber wenn das Mahl beendet war, der Fremde sich von ihr verabschiedet hatte und sie sah, wie ihr Sohn sich mit ihm in sein Zimmer einschloß oder wenn sie ihnen von ihrem Fenster aus folgte, während sie in einer entlegenen Allee des Gartens lange spazieren gingen, dann erschien die Wolke wieder auf ihrer Stirn und sie sprach bei sich: „Meine Kinder, meine armen Kinder, so werde ich Euch also auch verlieren!“ Dann wurde sie in ihrer Angst von einem nervösen Zittern erfaßt, und sie gab sich keine Mühe, Fassung zu erzwingen, denn sie war allein.

Pierre war oft abwesend. Er blieb mehrere Tage, manchmal auch mehrere Wochen fern von Poitiers. Zuerst hatte Frau Rochereuil sich nicht weiter deshalb gesorgt. Es war zu der Zeit, als ein schnell bekannt gewordenes Verhältniß des jungen Mannes mit der am meisten umschwärmten Dame der Stadt, Frau von Bugarreau, begonnen hatte. Frau Rochereuil glaubte, daß Pierre seiner Liebhaft wegen so oft abwesend wäre. Obgleich sie etwas eifersüchtig auf die Herrschaft war, die eine andere Person auf ihren Sohn ausübte, so schmeichelten doch auch wieder diese Erfolge Pierre's ihrem mütterlichen Stolz. Denn Blanche von Bugarreau war die reizendste Frau von Poitiers.

Frau Rochereuil war übrigens zu geschweigen, sich merken zu lassen, daß sie etwas von diesem Verhältniß wisse. Aber sie bemerkte bald, daß sie sich betreffs der Beweggründe für Pierre's Abwesenheit geirrt hatte. Es handelte sich weder um Liebe noch auch nur um Galanterie. Er ging allein nach Paris, und Frau von Bugarreau blieb ebenfalls allein in Poitiers. Als sie ihn einmal bat, sie mit zu nehmen, hatte Pierre es ihr abgeschlagen. Von da ab trat eine Verstimmung zwischen beiden ein, die einiges Aufsehen in der Stadt, wo alles bemerkt wurde, erregte.

Da fühlte Frau Rochereuil, daß sie sich nicht länger ihren Illusionen hingeben konnte. Die Wahrheit sah sie deutlich vor sich. Das Unwetter ballte sich zusammen. Die Fremden, die unangemeldet in ihr Haus kamen, . . . die plötzlichen Reisen ihres Sohnes. . . Sie mußte es sich eingestehen, daß Pierre in eine Verschwörung verwickelt war. Ihr Mutterinstinkt täuschte sie nicht, wie früher ihr weiblicher Instinkt sie nie betrogen hatte, wenn ihr Mann sich in Gefahr befand. Sie las in den Zügen Pierre's, wie sie einst in denen ihres Gatten gelesen hatte, daß die Stunde der großen Entscheidung näher rückte.

Sie fragte ihren Sohn nicht, sie bat ihn nicht, auf seine Pläne zu verzichten. Nein! sie kannte seine unbesiegbare Zähig-

keit. . . Und dann that er ja auch, was er für seine Pflicht hielt, und sie hätte dem Gatten, den sie verloren, und ihrem Sohne unrecht gethan, wenn sie versuchte, ihn zurückzuhalten. Sie achtete ihn zu hoch, als daß ihr auch nur der Gedanke gekommen wäre, er könnte zurücktreten, wenn er sich und anderen versprochen hatte, zu handeln.

Pierre Rochereuil konnte also einige Zeit lang hoffen, daß seine Mutter nichts ahnte. Aber eines Tages presste sie ihn beim Abschied mit aller Innigkeit an das Herz und küßte ihn heiß. Ganz leise sagte sie zu ihm: „Sei vorsichtig, mein lieber Sohn!“ Das war alles. Von da an bis zu dem Tage, als die Thore des Gefängnisses sich hinter Pierre schlossen, machte sie nie eine Andeutung über ihre Befürchtung oder Hoffnungen, denn noch hoffte sie.

Als die Nachricht von dem verfehlten Versuch des Generals Malet wie ein Blitzstrahl einschlug, war Pierre Rochereuil nicht in Poitiers. Er war seit acht Tagen verreist. Sein Name wurde jedoch in den Zeitungen nicht genannt, er wurde bei den Debatten nicht erwähnt. Eine Woche verfloß. Zum ersten Mal fragte Frau Rochereuil Louis, von dem sie glaubte, daß er der Vertraute seines Bruders wäre, ob er wenigstens wüßte, was aus Pierre geworden wäre. Louis war ebenso ängstlich wie sie. Bei der Abreise hatte Pierre ihm nichts gesagt.

Endlich in einer Nacht, die Frau Rochereuil wie so viele andere in langer, peiniger Schlaflosigkeit verbrachte, hörte sie sacht an die Thür klopfen. Sie stand hastig auf und eilte hinaus, um zu öffnen. Pierre trat ein. Seine Mutter fiel ihm um den Hals, dann führte sie ihn an der Hand in ihr Zimmer, wo sie ihn beim Schein einer matt brennenden Lampe betrachtete. Sein Gesicht war entstellt. Die Züge trugen den Stempel furchtbarer Müdigkeit und tiefer Trauer; aber er schien seiner Person wegen nicht unruhig zu sein. Er küßte seine Mutter noch einmal und ließ sich in einen Stuhl fallen, während er leise sagte:

„Todt! Sie sind todt! Alle drei!“

„Fürchtest Du etwas? Wirst Du verfolgt?“ fragte Frau Rochereuil.

Er machte eine Bewegung, die ausdrücken sollte, wie gleichgültig es ihm jetzt nach dem Untergang aller seiner Hoffnungen, nach der Niederlage und dem Tode von Malet, G Vidal und Lahrin war, ob er sich in Gefahr befand oder nicht.

„Aber ich, unglückseliges Kind,“ sagte Frau Rochereuil in traurig vorwurfsvollem Tone, „denkst Du nicht an mich?“

„Es ist wahr, Mama, verzeih mir!“

Bei dem Worte „Mama“ sah Frau Rochereuil die Vergangenheit vor sich aufsteigen, ihren Gatten in seiner Jugend und Kraft, den Sohn auf den Knien, der die ersten kindlichen Laute stammelte. Sie konnte eine Thräne nicht zurückhalten.

„Verzeih mir,“ sagte Pierre, „ich bin so verzweifelt! Nein, Du hast nichts zu fürchten. Ich habe fliehen können. Dank einem wunderbaren Zufall bin ich gerettet worden, jetzt kümmert die Polizei sich nicht mehr um mich. Aber sie, sie sind tod, gefallen unter den Kugeln der Soldaten Napoleons!“

Er stockte einen Augenblick, in bittere Betrachtungen versenkt. Frau Rochereuil ehnte seinen Schmerz und schwieg ebenfalls.

„Ach,“ sagte er, plötzlich aufspringend, „so nahe dem Triumph! Es ist, um mit dem Kopf gegen die Wand zu rennen! Ach! sein Stern bleibt ihm immer treu! Alle, einer nach dem andern getroffen, mein Vater in Anjouan, Oudet in Bagram, Malet in der Ebene von Grenelle. . . Aber ich, ich lebe, und werde sie rächen. . .“

Am nächsten Tage erschien Pierre Rochereuil ruhiger. Er berichtete seiner Mutter, Louis und dem Abbé Georget die Einzelheiten über die Hinrichtung Malet's und seiner Mitangeklagten. Er erzählte ihnen, wie der General nach zwei Salven noch lebte und erst mit Bajonettsstichen getödtet wurde. Von sich selbst und seiner Betheiligung an der Sache sagte er nichts. Er versicherte Frau Rochereuil nur von neuem, daß er nicht kompromittirt wäre. In der That geschah es auch erst einige Monate später, daß Rochereuil und Abbé Georget insolge von Berichten an das Generalpolizeiministerium, deren Verfasser man nicht kannte, verhaftet wurden. In einer so delikaten

und wichtigen Sache traute man den Behörden von Poitiers nicht. Ein Untersuchungsrichter wurde von Paris aus geschickt.

Frau Rochereuil trat nun wieder den Weg nach dem Gefängniß an, den sie so genau kannte. Der Zufall wollte es, daß Pierre in der „Heimfuchung“ dasselbe Zimmer bekam, das sein Vater innegehabt hatte. Als Frau Rochereuil hier zum ersten Male eintrat, wäre sie fast ohnmächtig geworden, aber tapfer nahm sie sich zusammen. Die Lage des Opfers, der Trauer und des inneren Kampfes begannen für sie von neuem. Wieder mußte sie ihr Leben in zwei Hälften theilen, die eine voll tödtlicher Sorgen und Verzweiflung, die andere voll anscheinender Heiterkeit und Ruhe — um ihres Sohnes willen. Sie mußte, wie sehr sein kräftiges Temperament, seine energische Natur der freien Luft, der Thätigkeit, der Bewegung bedurften. Sie dachte nur daran, ihm das Gefängniß zu erhelten, ihm die Traurigkeit und Dede desselben zu erleichtern.

Jeden Tag kam sie zu der Stunde, da das Sprechzimmer geöffnet wurde, mit einem Arm voll Blumen, die sie am Morgen in dem Garten am Prangerplatz geschnitten hatte.

Der am wenigsten sentimentale und romantische Gesangene liebt die Blumen, die ihm mehr als irgend etwas anderes Eindrücke von außen bringen. Die Blumen erfreuen den Gesangenen; sie üben eine Wirkung aus, die selbst von denen körperlich empfunden wird, die sich keine Rechenschaft darüber ablegen. Dann erzählte Frau Rochereuil ihrem Sohn von dem, was in der Stadt besprochen, beklagt und verlästert wurde. Für ihn kümmerte sie sich um all diese Dinge, für ihn hörte sie, die traurige, zurückhaltende Frau, die sonst alles Kleinliche verachtete, auf das Geschwäg ihres Dienstmädchens. Denn sie wollte Pierre um jeden Preis zerstreuen, erheitern, ihn seinen düsternen Grübeleien entreißen und von der schrecklichen Langeweile befreien, die alle die kennen, welche von der Außenwelt abgeschnitten sind.

(Fortsetzung folgt.)

Asphalt.

Von den einfachen Straßen oder vielmehr Pfaden in kleinen Dörfern, die durch Regen und Schnee im wahrsten Sinne des Wortes unpassierbar gemacht werden, bis zu den schönen, regelmäßig angelegten Straßen unserer Großstädte ist ein ungeheurer Abstand, der uns gleichzeitig den Fortschritt der Kultur sichtbar macht. Zwar treffen wir kunstvoll angelegte Straßen schon bei den ältesten Kulturvölkern Kleinasiens und Griechenland; so sind heute noch Reste der uralten Heerstraße am Flüssen Nahe el Kelb, drei Stunden nördlich von Beirut, vorhanden, auf der bereits vor mehr als 3000 Jahren der ägyptische Grobener Nemes in Syrien vordrang; ganz nahe liegt auch die von den Römern angelegte Heerstraße, die noch heute im Gebrauche ist. Die bekannteste und großartigste Kunststraße, welche die alten Römer erbauten, ist die sogen. via Appia (Appische Straße, nach dem Consul Appianus, in dessen Verwaltungszeit ihre Vollendung fällt); sie führt von Rom nach Capua und hat eine Länge von vierzig deutschen Meilen.

Heutzutage ist nicht nur die Festsetzung der Trace einer Straße, d. i. ihres genauen Weges, eine viel sicherere, als früher, sondern auch der Ausbau und das Material sind besser geworden. Man ist von dem rauen Pflaster aus Geröll zu dem Reihenspflaster und selbst zu dem Würfelpflaster aus regelmäßig behauenen Steinen übergegangen. Auch Holz, sowie Gubrisen hat man in neuester Zeit mehrfach verwendet, sowie mit ganz besonderer Vorliebe Asphalt; nicht nur einzelne Straßen, sondern ganze Straßenzüge, selbst schon eine Chaussee, die zwischen Berlin und Charlottenburg, sind asphaltirt worden. Zwar ist die Asphaltirung einer Straße theurer als ihre Belegung selbst mit einem guten Steinpflaster; auch kostet die Instandhaltung mehr, als bei dem letzteren. Aber der unverkennbare Vortheil, der in der Vermeidung des störenden, lästigen Geräusches liegt, bewirkt die immer ausgedehntere Verwendung des Asphalts; damit ist auch eine bedeutend geringere Abnutzung des rollenden Materials verbunden, das hier fast ebenso leicht, wie auf Schienen läuft. Freilich sind es bei dem gegenwärtigen Charakter unserer Gesellschaft nur die sogenannten bevorzugten Gegenden, in denen das Asphaltpflaster zu Hause ist; technische Errungenschaften zu einem Gemeingut zu machen, ist eine Aufgabe, deren Lösung für die kapitalistische Gesellschaft zu schwer ist, und die sie daher der zukünftigen, sozialistisch organisirten überlassen muß.

Das wichtigste Rohprodukt für die gesammte Asphaltindustrie bildet der natürliche Asphaltstein, ein Kalkstein, der von Erdpech oder Erdharz durchzogen ist, die ihm einen eigenthümlichen breiartigen und theerartigen Geruch geben. Wenn der Asphaltstein auch nicht gerade ein seltenes Mineral ist, so tritt er doch nur an einzelnen Orten in solcher Mächtigkeit auf, daß sein Abbau lohnt. In Deutschland wird er in den Gruben von Zimмер bei Hannover gefördert, ferner in den Borwohler Gruben im Herzogthum Braun-

schweig und in den Gruben von Lobjann im Elsaß; am berühmtesten sind die Asphaltgruben von Bal de Travers im schweizerischen Kanton Neuenburg, wo schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts Asphaltstein gegraben wurde, und die französischen Gruben von Seyssel im Rhonethal, wo der Asphaltstein zuerst im Jahre 1802 entdeckt wurde. Auch in Italien und Rußland wird der Asphaltstein an verschiedenen Stellen zu Tage gefördert, während er in Amerika nicht vorkommt; doch findet sich dort der Asphalt mit Sand und Thon gemengt in den Becken alter Seen, wie im sogenannten Asphaltsee auf der Insel Trinidad.

Zur weiteren Verarbeitung ist es nöthig, den Asphaltstein zu zerleinern; man verwendet dazu theils die gewöhnlichen Steinbrechmaschinen, theils Quetschwalzen mit glatter oder rauher, oder auch mit Dornen besetzter Quetschfläche. Läßt man die Walzen mit gleicher Umfangsgeschwindigkeit gegen einander laufen, so wirken sie nur pressend; laufen sie mit verschiedener Geschwindigkeit, so tritt gleichzeitig Zerreißen ein. Um den Kleinschlag in Pulverform zu bringen, benutzte man früher die Eigenschaft des Steines, bei mäßiger Erhitzung, etwa bei 140 Grad, zu Pulver zu zerfallen. Da jedoch bei starker Erhitzung das Bitumen, der eigentliche Asphalt, sich verflüchtigt und nur der Kalkstein als weißes oder grauweißes Pulver zurückbleibt, so spielt die Erwärmungsmethode nur noch eine untergeordnete Rolle.

Gegenwärtig benutzt man Schleudermöhlen und läßt das aus der Mühle kommende Pulver häufig noch ein Sieb passieren, um möglichste Gleichmäßigkeit zu erzielen. Da der Gehalt des Asphaltsteines und also auch des Pulvers an reinem Asphalt zu gering ist, so setzt man ihm andere bituminöse Stoffe zu.

Als solcher sogen. Asphalttheer oder Asphaltgoudron kommt der Bergtheer aus Südfrankreich in Betracht, der aus bituminösem Sande ausgeschmolzen wird; auch wird aus behaltensreichem stark bituminösem Asphaltstein das Bitumen durch Lösungsmittel, besonders durch Schwefelkohlenstoff ausgezogen und als Goudron verwendet. Hauptächlich aber wird natürliches Bitumen aus ergiebigen Fundstellen benutzt, die man vielfach in den Vereinigten Staaten findet; der Hauptfundort für natürliches Bitumen ist die britische Insel Trinidad, gegenüber der Küste von Venezuela, wo das reichlich emporquellende Erdpech einen kleinen See von etwa 800 Metern Breite und 100 Metern Länge ausfüllt. Während der Regenzeit ist die Masse auf der Oberfläche so fest, daß sie betreten werden kann, in der regenlosen Zeit dagegen wird sie von der Sonne erweicht und kommt zum Fließen.

Dieser rohe Bergtheer, der als Trinidad-Asphalt bekannt ist, enthält noch zum dritten Theil thonige und erdige Bestandtheile, und zum dritten Theile Wasser; seine Reinigung, die im Schmelzen, Kochen und Durchsieben besteht, wird von einzelnen großen Firmen in London betrieben, die die gereinigte Masse in erstarrem Zustande weiter versenden. Doch kommt auch der rohe Trinidad-Asphalt nach Deutschland und wird in den Asphaltfabriken selbst gereinigt und zu Goudron verarbeitet. Da der gereinigte Trinidad-Asphalt sehr spröde ist, setzt man ihm zähflüssigen Bergtheer, oder wie in den Fabriken zu Bai de Travers und Seyssel, die dickflüssigen Rückstände aus der Petroleumraffinerie und der Leuchtöl-Deffillation aus bituminösem Sand hinzu. Man erhitzt das flüssige Zusatzmaterial in großen, offenen Kesseln und giebt allmählig Stücke des gereinigten Trinidad-Asphaltes hinzu; die Temperatur würde dabei einige Stunden lang auf 250 Grad erhöht.

Die so gewonnene Masse, das Goudron, wird mit dem gepulverten Asphaltstein zusammengeschmolzen; es geschieht dies in halbzylindrischen, horizontal liegenden Kesseln, die mit einem Dunstrohr zum Abführen der Dämpfe versehen und mit Deckeln verschlossen sind, um Wärmeverluste möglichst zu vermeiden. An einer durchgehenden Ase befindet sich ein Rührarm, die bei der Umdrehung der durch Maschinenkraft getriebenen Ase ein inniges Mischen der Massen herbeiführen. Zuerst wird die Goudronmasse eingeschmolzen und dann der gepulverte Asphaltstein nach einander in Mengen von etwa 100 Kilo eingeworfen und zugemischt, bis der Kessel, der 3000—4000 Kilo faßt, gefüllt ist. Die Temperatur darf dabei nicht unter 175 Grad sinken, damit die Masse nicht zu fleischtig wird; doch darf sie auch nicht über 230 Grad erhöht werden, weil sonst zu viel Bitumen verdunstet. Bis zum Fertigmachen bedarf eine Kesselfüllung 5—6 Stunden Zeit. Die gewonnene, schwarzbraune Masse, die den Namen Asphaltmastig führt, wird dann mittels Handfellen in bereit gehaltene, oben und unten offene Formen gegossen, in denen sie zu Broten von etwa 25—30 Kilo Gewicht erstarrt.

Dieser Asphaltmastig dient bei Wasserbauten statt des Mörtels, zum Bekleiden der Wände von Wasserbehältern, feuchten Kellern und ähnlichen. Unter Zusatz von grobem Sand von neuem geschmolzen, bildet er den Gypsasphalt, der zur Herstellung von Fußböden, Dachflächen, Isolirsichten u. verwendet wird. Zur Asphaltirung der Straßen wird das Pulver auf einer gut abgegliebenen trockenen Betonlage in einer Schicht von 10 bis 20 Zentimeter Dicke ausgebreitet, dann mit heißen Rammen oder mittels einer heißen Walze auf 5 Zentimeter zusammengepreßt, durch heiße Glätteisen an der Oberfläche geebnet und nochmals gewalzt.

*) Bitumen ist eine allgemeine Bezeichnung mehrerer aus Kohlenstoff und Wasserstoff bestehenden Substanzen, die durch einen eigenthümlichen breiartigen oder theerartigen Geruch charakterisirt sind; außer Asphalt gehören z. B. Erdöl und Bergtheer dazu.

Auch sonst findet der Asphalt noch ausgedehnte Anwendung. So giebt er mit Alkohol behandelt und in Del aufgelöst eine schöne dunkelbraune Lazurfarbe, die in der altniederländischen Malerschule ausgedehnte Verwendung fand. Auch heute wird sie vielfach zur Herstellung ganz dunkler Schattentöne benutzt; einen fast übermäßigen Gebrauch machte der berühmte Wiener Maler, Hans Makart, von ihr; wenigstens wird die Veränderung, die mit einer großen Zahl seiner Bilder vor sich gegangen ist, vielfach der starken Verwendung dieser Farbe zugeschrieben.

In der Photographie wird der Asphalt ebenfalls stark benutzt; das sog. Asphaltverfahren ist dort seit 70 Jahren ununterbrochen im Gebrauch. Schon 1827 entdeckte der erste Erfinder der Photographie, Joseph Nicéphore Niepce, daß dünne Asphalt-schichten gegen Licht empfindlich sind, daß sie durch die Belichtung unlöslich werden. Er überzog nun Metallplatten mit einer Asphaltlösung, ließ diese trocknen und legte eine Zeichnung oder einen Kupferstich darauf; dann wurde das ganze dem Lichte ausgesetzt. Von den weißen Stellen der Zeichnung wurde das Licht hindurchgelassen und die darunter befindliche Asphalt-schicht unlöslich gemacht, von den schwarzen Strichen dagegen wurde das Licht zurückgehalten. Wurde nun die Platte mit ätherischem Del übergossen, so wurde der löslich gebliebene Asphalt weggewaschen, während der unlösliche unter den hellen Stellen der Zeichnung haften blieb; so bekam man eine Kopie der Zeichnung in hellem Metall auf braunem Asphaltgrund. Durch ätzende Säure kann das Metall an den nackten Stellen angegriffen werden, so daß man eine vertiefte Zeichnung in Metall bekommt, die auf der Kupferdruckpresse abgedruckt werden kann; Niepce nannte die so gewonnenen Abdrücke Heliographien (d. i. Sonnendrucke).

Dieses älteste photographische Pressendruck-Verfahren ist heute noch im Gebrauch, und der Asphalt hat sich trotz seiner geringen Lichtempfindlichkeit — die Belichtung erfordert oft mehrere Tage — bis heute behauptet. — b. b.

Kleines Feuilleton.

t. Eine spiritistische Sitzung in Indien aus dem Jahre 1874 findet sich in einem Bruchstücke der Denkwürdigkeiten des Franzosen Bellanger de Vespinay beschrieben, der in dem genannten Jahre in der französischen Kolonie Pondichery weilte. Dieser interessante Bericht wurde auf dem letzten Orientalisten-Kongress durch ein Mitglied der ethnographischen Abtheilung mitgeteilt. Bellanger wünschte in Pondichery Nachricht über seine Freunde aus der Heimath zu erhalten und wandte sich zu diesem Zwecke an indische Wahrsager. „Diese sagten mir“, so erzählt der Reisende selbst, „daß sie einen Knaben oder ein Mädchen dazu brauchten. Sie suchten eines und wählten es, um ganz sicher zu gehen, ganz jung und sagten mir, daß sie bei Nacht und an einem einsamen Orte ans Werk gehen müßten. Wir verordneten uns in eine verfallene Pagode, in deren Hintergrund die Wahrsager einen Tisch und einen Teppich bringen ließen, ferner zwei große kupferne Gefäße, etwas Reis, Weibrauch und eine Kohlenpfanne. Dann setzten sie eines der blanken Gefäße auf den Tisch an der Mauer und setzten es mit einem schwarzen, glänzenden Oele ein. Das kleine Mädchen trat vor dieses Becken, welches es nicht aus den Augen ließ. Hinter ihr standen zwei der Wahrsager, welche ebenfalls in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, auf denselben Gegenstand schauten. Zwei Schritte davon stand ein Greis, der leise vor sich hin murmelte und von Zeit zu Zeit eine handvoll Reis in die Luft und auf die Erde warf und dazwischen Weibrauch aufstrecte.“ Bellanger berichtet nun, daß er folgendes aus der glänzenden Fläche des kupfernen Gefäßes habe vorüberziehen sehen: „Ich sah eines unserer Schiffe, auf dem sich der Generaldirektor Baron befand, als es gerade den Hafen von Surat (an der Malabar-Küste) verließ. Einen Augenblick später sah ich dasselbe Schiff in den Hafen von Bombay einlaufen, man sah die Engländer am Strande, die Landung der französischen Schaluppe erwartend, und das überraschendste war, daß ich unsere Leute von Angesicht erkennen konnte. Alle diese Gegenstände sah man nacheinander, wie wenn sie leiblich vor dem Auge vorübergezogen wären.“ Bellanger sah auf seinen Wunsch auch das damals belagerte San Thomé: „Der Bizekönig stand auf dem angegriffenen Bollwerk mit seinem dem größten Theile der Besatzung, und ich konnte die Gesichter unterscheiden und erkennen.“ Später erzählte Bellanger dieses dem Generaldirektor Baron, der ihm seinen Tadel ausdrückte und bat, ihn mit solchem Zeug zu verschonen, denn all dies sei nur mit Hilfe des Teufels geschehen, dessen Künste alle Orientalen betreiben. In der Diskussion, die diesem Vortrage auf dem Orientalisten-Kongresse folgte, wurde festgestellt, daß dasselbe Verfahren der Wahrsager auch unter den Arabern, den alten Griechen sowie bei den Negern auf den Antillen in Übung war. —

Theater.

—r. Schiller-Theater. Alljährlich am 10. November machen Theater und Publikum vor einem Dichter, den man unter dem Einflusse der modernen Richtung das ganze Jahr hindurch links liegen läßt, eine Art feierlicher Anstandsreverenz. Selbst solche Bühnen, die mau ausgeht mit dem Pöbelschreie wirtschastlichen, schwingen sich an diesem Tage zu einer Aufführung der „Räuber“ auf; vielleicht in der Hoffnung, daß Apoll mildgestimmt werde und ihnen gnädig alle anderen Uebelthaten verzeihe. In Rusentempeln

aber, die auch sonst zeitweilig neben der Post und dem Lieutenants-Lustspiel ein klassisches Stück zu bringen wagen, nimmt man an Schiller's Geburtstag einen ganz besonderen Anlauf, der dadurch, daß die Kräfte vor der Zeit versagen, nicht immer die gewünschte Wirkung hinterläßt. Das Schiller-Theater hatte vorgestern die Auf-führung von „Wallenstein's Tod“ riskirt. Das ist ein Wagniß, dem selbst an ersten Bühnen gar oft der Erfolg verfehlt bleibt. In dieser Hinsicht schien man sich in der Wallnertheaterstrasse von vornherein auf das Bescheidenste eingerichtet zu haben. Der Wallenstein des Herrn Patteg war ein im Grunde honoriger Mann von bürgerlicher Gutmüthigkeit. Er hatte sich nur einmal in eine unglückliche Situation hineingeritten, wie dies etwa kürzlich Herr Blumenreich passirt ist, der ja auch von gerichtswegen das Zeugniß einer relativen Respektsperson erhielt. Von gefährlicher, erschütternder Größe, von einer weltgeschichtlichen Persönlichkeit, war in dem Wallenstein des Herrn Patteg nichts zu finden, und selbst die grübelnde, phantastische Seite des Charakters kam, wie dies ja aus der ganzen Grundauffassung heraus erklärlich ist, wenig zum Vorschein. Auf ähnlicher, gut bürgerlicher Höhe standen die übrigen Personen des Stückes. Terzky und Flo waren zwei harmlose, etwas blutarne Schwadroniere, und dem Octavio des Herrn Laurence war anzusehen, daß er sich in den Genuß des Krieges recht unbehaglich fühlte und Sehnsucht empfand nach friedfertiger Beschäftigung. Gut durchgeführt war von Herrn Merten die Rolle des Butler, und auch die Leidenschaftlichkeit, die Herrn Bach in hohem Maße eigen, kam in der Abschiedsszene zu ergreifender Wirkung. Fräulein Pauly spielte die Thekla etwas zu rührend als passive Pulverin; ganz schemenhaft gaben sich die Darstellerinnen der Gräfin und der Herzogin. Am Freitag soll „Wallenstein's Lager“ und „Die Piccolomini“ gegeben werden. —

Kunst.

Auf dem Gebiete der bildenden Künste in Berlin will es auch im Winter nicht viel reger werden, als es den Sommer über war. Im allgemeinen hält man hier Nachlese. Die neue Kunsthandlung Keller u. Keiner in der Potsdamerstrasse hat auf die diesjährige Dresdener Ausstellung zurückgegriffen und seit Mittwoch ist in ihren Sälen eine „Ausstellung Constantin Meunier“ eröffnet. Etwa 30 Bronzen, mehrere Gipsmodelle und eine Anzahl von Zeichnungen und Gemälden sind in die Ausstellung aufgenommen.

Art und Wesen des berühmten belgischen Bildhauers sind an dieser Stelle aus Anlaß der großen internationalen Kunstschau in Dresden eingehend geschildert worden. Auch für Berlin ist Meunier längst kein Fremder mehr. Seit unter dem jetzigen Direktor auch fremdländische Kunstwerke in die Nationalgalerie Eingang fanden, besitzt unsere Gallerie eine kleine Bronze-gruppe Meunier's, den verlorenen Sohn, ein Geschenk Berliner Kunstfreunde. Eine Wiederholung dieser Gruppe ist ebenfalls bei Keller und Keiner zu sehen.

Desgleichen wird nun in der jetzigen Ausstellung an die ergreifende große Gruppe erinnert, die vor mehreren Jahren im Moabiters Ausstellungspalast viel bewundert und ihrer realistischen Kraft wegen viel bezweifelt wurde. Ueber den Leib des Sohnes, der bei der Arbeit verunglückt ist, bengt sich in tiefer Kümmernis die proletarische Mutter. Das Bildwerk, das ein leider alltägliches Vorkommnis mit starker künstlerischer Weiße wiedergibt, mußte all die konservativen Elemente in der Kunst aufregen, die dem „häßlich-naturalistischen Vorgang“ keine „feierliche Bedeutung“ zuschreiben mochten. Zugleich deutet es darauf hin, woher Meunier's besondere Stellung in der Kunst der Gegenwart zu erklären ist. Auch er grüßt mit „Ada Negri“, die ebern, hemdenlosen Brüste, die rauhen Leiber, muskulösen Arme, die unermüden, im brüllenden Schlachtlärm der Riesenwerkstatt.“ Er ist der energische Bildner proletarischer Kraft, des harten Arbeiterdaseins.

Heute werden auch die stark Zurückgebliebenen dieser Arme-Deut-Bildnerei, wie man es verächtlich nannte, nicht mehr ihre Achtung verjagen; und bei Meunier ganz besonders wird auch der leidenschaftliche Rückwärtsmann nicht von bloßer „proletarischer Tendenzkunst“ sprechen können. Von jeher schöpft die Bildnerei ihre kräftigsten Anregungen aus der möglichst gesteigerten körperlichen Aktion. Wenn alle Sehnen straff sich spannen, der Körper die höchste Energie verrieth, so wird's dem Künstler willkommen sein. Nicht umsonst haben so viele altgriechische Künstler Athleten bei ihren Spielen, Diskuswerfer u. s. w. behandelt. Sie hatten es freilich besser. Als sie lebten, galt die Entfaltung größter, körperlicher Energie oft noch der Heiterkeit, der Gesundheit. Der Künstler der Gegenwart findet sie, wenn man vom höchst einseitigen und oft karikierenden Sport absieht, in den Frohdienst proletarischer Arbeit gespannt; der Minen gräbt und Eisen streckt, der mit der Haut hantirt und den Rammstock hebt und senkt, sie verweisen den Künstler, der nach der Natur schafft, auf das Problem bewegter leiblicher Aktion. Daß diese Arbeit heutzutage den Charakter der Anlust trägt, daß belagische Bergarbeiter, wenn sie heimkehren, nicht wie die seligen Engel jauchzen, sondern ab-gespannt, in düsterner Einförmigkeit vor sich hinschauen: das hat der Künstler nicht verschuldet. Er ist ein Wahrheitsfucher und hat ver-zeichnet, was er gefunden hat. Selbst wenn Meunier einen alten Arbeitsgaul aus den Minen zum Modell nimmt, nimmt man mit ergreifender Deutlichkeit wahr, wohin die Freudlosigkeit und Aus-beutung der Arbeit führt.

Von den übrigen Kunstfälen ist zur Zeit nicht viel zu sagen. Eine junge Hamburger Künstlergruppe hatte neulich bei Gurlitt ausgestellt. Noch tasten ihre Mitglieder vielfach herum; manche bewegen sich in radikal-naturalistischen Versuchen, die schon lange überwunden sind; manche wollen um jeden Preis originell sein, und es kommt viel Gezwungenes dabei heraus. Bei Schulte sind interessante Porträts von R. Leppius, der von München nach Berlin übersiedelt ist, zu sehen. Der junge Berliner Künstler Max Uth, der rüstig vorwärts schreitet, stellt eine stimmungsvolle Landschaft zur Schau. L. Dettmann in Charlottenburg weiß diesmal nichts besonders Neues zu sagen. —

Völkertunde.

— Die Sodawasser-Flasche als Juju. Den „Münch. N. N.“ wird aus London geschrieben: Letzte Dezember sind Major Leonard und Mr. F. James, zwei Beamte des Nigertrottekorats, als die ersten Weißen bis zu der wichtigen Stadt Wendi vorgedrungen, die einige hundert englische Meilen landeinwärts von Opofo liegt. Wendi gilt als die wichtigste Handelsstadt des Protokorats und ist das Hauptquartier des „langen Ju Ju“, d. h. des gleichen Fetischdienstes, der in Benin so viele Menschenopfer gefodert hat und dessen Ritus außerordentlich grausam ist. Es scheint, daß die Engländer vor haben, während der nächsten trockenen Jahreszeit eine Expedition dorthin zu schicken und daß die zwei Beamten die Aufgabe hatten, das Terrain zu sondiren. Ein Reuter-Telegramm aus Bonny enthält einige interessante Angaben über ihre Reise, die durch sehr gebirgiges Terrain ging und sechs Tage in Anspruch nahm. Ein Negerjunge in weißem Hemd und mit einer englischen Fahne zog ihnen voraus und in jedem Ort, durch den sie kamen, mußten sie „Juju“ schwören. Davon wird folgende amüsante Beschreibung gegeben: „Die befreundeten Häuptlinge saßen im Halbkreis den lokalen Häuptlingen gegenüber, die gleichfalls einen Halbkreis bildeten. Das Verfahren begann damit, daß das Stadthaupt, in der einen Hand einen Schädel und mit der anderen wild herumfuchtelnd, im Kreis herumging und dabei alle weißen Männer und ihre Nachkommen verfluchte, falls ihr Besuch der Stadt zum Unheil anschlagen sollte. Dann marschirte der oberste von den der Expedition befreundeten Häuptlingen seinerseits im Kreis herum und rief schreckliche Flüche auf die Schwarzen herab für den Fall, daß den Weißen während ihres Besuchs etwas zustoßen sollte. Dieser Häuptling, der die Wirksamkeit eines neuen „Juju“ wohl kannte, hatte einen Einfall, der auf die abergläubischen Leute tiefen Eindruck machte. Auf seinem Marsch um den Kreis herum trug er in der Hand eine gewöhnliche Sodawasserflasche und sprang im kritischen Moment, wenn er den Reichthum seiner Flüche erschöpft hatte, mitten in den Kreis und ließ den Pfropfen knallen. Die Wirkung war jedesmal verblüffend: die Eingeborenen ergriffen alle, Häuptlinge, Männer, Weiber und Kinder, auf einen Schlag die Flucht. Was sie „des weißen Mannes Gott in der Flasche“ nannten, machte den tiefsten Eindruck auf sie, und das Knallen der Pfropfen überzeugte sie überall davon, daß das „Juju“ des weißen Mannes sehr mächtig sei. Wendi selbst war viel größer als eine gewöhnliche afrikanische Stadt und hatte einen riesigen Markt. —

Aus dem Thierleben.

— Die Art, wie der Orang-Utan schläft, ist nach Beobachtungen, die A. Keith im Garten der Zoologischen Gesellschaft in London anstellte, dieselbe, die ursprünglich dem Menschen eigen ist. Er legt sich auf die Seite, zieht Arme und Beine an, legt die eine Hand unter, die andere auf den Kopf. Die Richtung seiner Körperhaare ist dabei so, daß sie eine ununterbrochene Decke über ihn bilden. Beim Menschen sind die Haare genau ebenso gerichtet, ohne daß man seither eine Erklärung hierfür wußte. Jetzt leuchtet der Schutz, den die Haare so gewähren, ohne weiteres ein. Die Haare des Rückens, der Oberseite von Arm und Bein sind in der Schließstellung alle gleichgerichtet, die des Leibes und der ihm zugekehrten Unterschenkel- und Unterarmtheile legen sich alle um den Nabel herum, bedecken also den Bauch. Dazu sind die Haare der Endtheile am Arm und Bein quer gerichtet, während sonst alle Haare am Körper in der Längsrichtung desselben stehen. (Proc. zool. Soc. London, 1897.)

Aus dem Thierreiche.

— Der berühmte japanische Riesensalamander (Cryptobranchus japonicus), welchen das Pariser Museum für Naturkunde am 11. November 1859 von Dr. Pompe van Merderdood empfing, ist, wie der „Prometheus“ mittheilt, gestorben. Er hatte seit seiner Entlieferung stark an Größe und Leibesumfang zugenommen, denn damals maß er 679 Millimeter Länge und bei seinem Tode hat er ungefähr 1800 Millimeter Länge und ein Gewicht von 24 Kilogramm erreicht. —

Technisches.

— Teppiche aus Papier. Der Amerikaner W. A. Maurain in Providence hat einen Webstuhl konstruirt, auf welchem präparirte Papierstreifen von ungefähr ein Yard Länge, die durch Röhren zugeführt werden, automatisch, und zwar in der Längsrichtung aneinandergereiht werden können. Diese Streifen bilden einen festen und doch elastischen Einschuß, welcher mittelst Ketten-

fäden fest verbunden wird. Nach Verlassen des Webstuhles wird die fertige Waare mit Handverfärlungen versehen, auf beiden Seiten nochmals mit Papier überlebt und bildet in dieser Form eine praktische Unterlage für Fußböden, an stelle der Läufer, Teppiche, Linoleum etc., da es diese an Billigkeit weit übertrifft. —

Humoristisches.

— Ein Schlaupf. Ein Irlander übernahm kontraktlich die Verpflichtung, einen Brunnen zu graben. Als er ca. 25 Fuß gegraben hatte, kam er eines Morgens zur Arbeit und fand, daß der Brunnen eingestürzt und das Bohrloch bis zum Rande mit Erde gefüllt war. Der Irlander schaut sich vorsichtig um, und als er bemerkt, daß niemand in der Nähe, nimmt er seinen Rock und Hut und wirft diese Sachen zwischen die Erdschollen, verkriecht sich ins nahe Gebüsch und harret der Dinge, die da kommen sollen. . . . Nicht lange währt's und Passanten entdecken, daß der Brunnen eingestürzt ist, und da sie die Kleider des Iren sehen, vermuthen sie, dieser sei verunglückt und liege auf dem Grunde des Brunnens. . . . Mehrere Stunden harter Arbeit entfernen die Erdschollen aus dem Brunnen und man erreicht den Boden desselben. Gerade als man seine Verwunderung darüber ausdrückte, daß der Körper des Iren nicht zu finden, näherte sich dieser seinen „Nettern“ und dankte ihnen dafür, daß sie ihm die unangenehme Arbeit abgenommen. —

— Eine glückliche Ehe. A.: „Das dort ist mein Freund Perkins. — Sie kennen doch Perkins? — Vor zwanzig Jahren, bald nach der Heirath, kam er mit seiner Frau überein, daß, wenn einer von ihnen die gute Laune verlieren oder aufgebracht sein sollte, der andere zu schweigen hätte.“

B.: „Nun, wie ging die Sache?“

A.: „Famos! Perkins hat zwanzig Jahre geschwiegen.“ —

— Vom Storch. Lehrerin: „Was könnt Ihr mir vom Storch erzählen?“

Elfa: „Es giebt gar keinen Storch, hat mein Bruder gesagt, das ist nur ne alte Frau, die heißt Anderson.“ —

(„Jugend.“)

Vermischtes vom Tage.

— Einen „originellen Reinsfall“ hat nach der „Nordd. Allg. Zeitung“ ein Herren-Konfessionsgeschäft in Dortmund erlebt. Es erklärte sich durch Zuferrat bereit, jedem auswärtigen Käufer bei einem Einkauf von 20 M. an den Preis einer Eisenbahnfahrkarte dritter Klasse zurück zu erstatten. Diese Anzeige machte sich ein findiger Kopf zu nutze, lud einen Verwandten aus Ostfriesland, der bis dahin die theueren Reiseflosten geschenkt hatte, zum Besuch ein, kaufte mit ihm in dem betreffenden Geschäft einen Anzug von 30 M. und brachte, unter Vorlegung der Rückfahrkarte, 18 M. für Reiseflosten in Abzug. Alles Reden des Kaufmannes half nichts, der Käufer bestand auf seinem Schein, und das betreffende Geschäft mußte 18 M. Fahrgeld bezahlen. —

— Auf einem Steinmehlplatz in Dresden fand man die Leiche eines 71-jährigen Mädchens. An dem Kinde war ein Verbrechen verübt, und dann war es durch Einzwängen von Glas in den Mund erstickt worden. —

— Der Volkshochschul-Verein München hat das Wintersemester am 25. Oktober begonnen. In den ersten zehn Tagen sind nicht weniger als 1658 Anmeldungen entgegengenommen worden. —

— In der Nähe von Bialystok wurde ein mit Hochzeitsgästen besetzter Wagen von einem Eisenbahnzuge überfahren. Acht Personen wurden getödtet. —

— Bereits 2565 Tage soll der Hungerkünstler Succi gefastet haben. —

— Am Mittwoch Abend wurden Wagner's „Meistersinger“ zum ersten Male in der Pariser Großen Oper aufgeführt. Dem Werke und den Darstellern wurde reichlicher Beifall zu theil. —

— Von der Pest. Nach den letzten Nachrichten, die aus dem indischen Amte in London eingetroffen sind, ist die Pest in Bombay und anderen indischen Städten in den letzten sechs Wochen stärker aufgetreten als jemals. Im Juli betrug die Zahl der an der Pest Verstorbenen 30 die Woche. Jede Woche ist sie gewachsen. Besonders heftig wüthet die Seuche in Sattara, Puna und einem Theile von Kutch. In Bombay ist die Sterblichkeit hinaus- und hinuntergegangen. In Indien sterben gegenwärtig wöchentlich etwa 1100 Personen an der Beulenpest. Davon kommen 750 allein auf Sattara. —

— Eine seltsame Vorstellung vom Telegraphiren haben die Chinesen. Sie meinen, daß sich ein mit der Nachricht beschriebenes Papierrollchen auf dem Drahte fortbewege und sich jedesmal auf dem porzellanenen Isolator der Telegraphenstange ausruhe. —

— In Nord-Amerika brennt man jetzt Ziegel mit Petroleum-Nußtänden. Das Brennen von 1000 Ziegeln kostet 38 Cents (1,60 M.) gegen 50 Cents beim Brennen mit Kohlen. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint Sonntag, den 14. November.